Der Puppenspieler.

Kriminal-Roman von Karl Rosner.

(6. Fortsetzung.)

„Nein — wie mir das unangenehm ist", sagte er. „Wie mir das peinlich ist! — — Und ein scheinbar so anständiger, bescheidener junger Mann. — — Wie man sich doch in den Menschen täuschen kann! — — Darf ich fragen, um was für ein Vergehen es sich handelt — —?" Und da ich — beschäftigt mit Gedanken, die sich an die folgenschwere Aussage des Sprachlehrers knüpften — nicht gleich antwortete, fuhr er fort: „Die jungen Leute von heutzutage — —! Es wird wohl wieder das Uebliche sein: Unterschlagung im Bureau — Mißbrauch einer anvertrauten Kasse — — und in solche Dinge wird man dann förmlich mit hineingezogen!" Eine erregte Erbitterung schien über den bisher so ruhigen Mann zu kommen, eine zornige Hast sprach aus seinen Worten und aus seinen heftigen Gebärden. „Durch solche Dinge wird man dann aus seinen Studien gerissen — wird einem mit Zeugenaussagen, Verhandlungen und tausend Quälereien die kostbare Zeit genommen, in der man still an seiner Lebensarbeit schaffen könnte — —!"

„Nun wurde ich doch aufmerksam — aber ich war noch immer nicht ganz bei der Sache, als ich fragte: „Sind Ihnen Ihre Sprachstudien denn gar so sehr ans Herz gewachsen, Herr Jones?"

„Meine Sprachstudien!" Beinahe wegwerfend klang das. „Meine Lehrthätigkeit ist mir die meltende Kuh — man muß doch nun einmal so und so viel verdienen, damit man sich ehrlich durchs Leben schlägt — aber meine Wissenschaft — das, wofür ich lebe — das ist die Mathematik! Da — da!" und er wies auf die Bücher auf dem Wandregal und auf die Drucksachen und Skripturen auf seinem Schreibtische: „Das ist meine wahre Arbeit und meine Erholung zugleich!"

„Wie, — Sie treiben Mathematik zur Erholung?"

„Sie ist mir das Größte überhaupt! Denn sie ist stärker als alle anderen Künste. Der Schlüssel zu allem unbekannten Wissen ist sie. Alles erschließt sie, was unerforschlich scheint!" Er redete sich immer mehr in Eifer — er schien nun, da er auf dieses Thema gekommen war, alles andere völlig zu vergessen. Seine Augen blitzten mich mit den scharfen, winzigen Pupillen an — etwas Ekstatisches war über diesen Mann gekommen, der jetzt gerade aufgerichtet vor seinem Arbeitstische mir gegenüberstand. „Philosophie, sagen die einen — Logik — Genialität — Phantasie sagen die anderen — — ist ja alles Unsinn! Man soll mir tausend Schritte vom Leibe bleiben mit all dem Rüstzeug der qualitativen Wahrscheinlichkeit! Nein, lieber Herr, mit all diesen Analogie- oder Beziehungsschlüssen da ist man doch ein wenig allzusehr in Gottes Hand! — — Allein die zahlenmäßig ausdrückbare quantitative Wahrscheinlichkeitsbestimmung, kann eine Basis geben, von der aus wir einen Eroberungszug ins Land der uferlosen Worte wagen können. — Schicksal? Fügung? Zufall? Wie dumm das alles klingt — — nur Formeln gibt es, nach denen sich die Dinge abrollen und abrollen müssen — — und wer die Formeln kennt, der zwingt das Schicksal, die Fügung, den Zufall in diese vorgeschriebene Bahn!" Vom Schreibtisch griff er ein paar mit mathematischen Berechnungen eng vollgeschriebene Blätter auf und hielt sie mir hin: „Da — sehen Sie nur — marschiren sie nicht wie Soldaten — sind sie nicht ganze Armeen, mit denen man Siege erfechten kann? — — Da gibt es phantasielose Menschen, die die Mathematik für nüchtern halten! — Diese albernen Leute! Gigantisch ist sie in ihrer ragenden Großartigkeit! Wissen Sie etwas von der Lehre von den Kombinationen? Von der Methode der kleinsten Quadrate? Hier — —hier", er warf ein paar Bücher vor mich hin, „kennen Sie das — — und das?"

„Und während ich, ganz benommen von diesem Ausbruch jäh sich entladender Leidenschaftlichkeit dieses bisher so ruhigen und scheinbar so vernünftigen Mannes, mehr mit den Augen als mit dem Bewußtsein auf die Titel der Bücher niederblickte: — "Venn, The logic of the chance" "Cournot, Exposition de la theorie des chances et des probabilites" — "Todhunter, A history of the mathematical theory of probability" — ging mir jäh die Erkenntniß durch den Kopf: Der Mann ist geisteskrank — ein Monomane — so wie der Mensch vor dir benimmt sich kein Gesunder — — solche Ideen, wie sie der seltsame Prophet da eben ausgesprochen hatte, konnten in keinem gesunden Hirn erwachsen sein!

„Etwas Beengendes ergriff mich bei diesem Bewußtsein — ein Gefühl lähmendes Unbehagens — ein ansteigendes Grauen, wie ich es sonst nicht kannte. Ich hatte vorher hundertmal in todernsten Momenten Verbrechern feindlich Aug' in Auge gegenübergestanden, aber stets waren meine Sinne völlig gefaßt geblieben, meine Thätigkeit sicher und ungeschwächt. Aber hier war es anders. Ich fühlte deutlich, daß — wie ich nun wieder aufblickte und in die kleinen stechend auf mich gerichteten Pupillen des Mannes mir gegenüber sah—etwas wie ein Schwindel über mich kam — etwas Entkräftendes — —so sehr, daß meine Hand nach rückwärts, nach der Lehne des Fauteuils tastete, um eine Stütze zu finden.

„Nur einen Augenblick lang währte das — dann war es vorüber — ich war wieder Herr meiner selbst — mein kaltes Blut gewann die Oberhand.

„Ich redete und war mein eigener Zuhörer zugleich und staunte über meine Sätze und Gedanken und über die kühle Besonnenheit, die nun auf einmal in mir war.

„Ich hatte mich vorher niemals mit psychiatrischen Problemen viel beschäftigt. Ich kann wohl sagen, daß ich Laie war in diesen Dingen. Aber vor mir stand der Gedanke, — den ich einmal wohl irgendwo gehört oder gelesen hatte — daß es vergebens wäre, gegen solch krankhafte, fixe Ideen mit Vernunftgründen anzukämpfen, daß man dergleichen ausgelöste Anfälle immerhin noch am ehesten zum Stillstand brächte, wenn man die Kranken nicht durch Widerspruch erregte, wenn man auf ihre Ausführungen einzugehen schiene.

„Ich wüßte heute nicht mehr zu sagen, was ich damals gesprochen habe — aber ich muß wohl meine Erinnerungen aus meiner Gymnasiastenzeit und aus den Jahren, da ich als aktiver Offizier die Militärakademie besuchte, ganz gründlich ausgeschlachtet haben. Gauß, Legendre und Laplace flossen mir nur so von den Lippen — ich äußerte den Wunsch, mir den Titel eines Werks, das ich angeblich noch nicht kannte, aufzuschreiben — und in der That gelang es mir, den erregten Mann äußerlich zu beschwichtigen. Bereitwillig suchte er mir ein Blättchen Papier hervor, auf das ich nun — immer sprechend, zustimmend — den Titel von Cournots „Exposition" notirte. Unmerklich suchte ich dabei seine Gedanken von dem gefährlichen Gebiete abzulenken. Ich sprach aus, wie schön es wäre, daß er neben seiner reinen Berufsarbeit sich den Sinn für die Lösung wissenschaftlicher Aufgaben erhalten hätte, um so rühmenswerther, je mehr seine Zeit durch den Unterricht in Anspruch genommen sei — redete dann von seinen Schülern überhaupt und kam so wieder auf den Hermann Angerer im besonderen und auf die Anfrage, derentwegen ich gekommen war.

„Er hörte jetzt still zu, etwas Nachdenkliches war über ihn gekommen und prägte sich in seinem ganzen Wesen aus, wie er nun mit verschränkten Armen und zusammengezogenen Brauen mir gegenüberstand.

„Seit wann beschäftigt sich denn die Polizei mit den Theorien der Wahrscheinlichkeitsrechnung?" fragte er plötzlich mitten in meine Rede hinein.

„Die Polizei?"

„Nun ja — Sie sind doch bei der Polizei."

„Aber Herr Jones — das bißchen, was ich weiß, verdanke ich meinen Privatstunden, die mit meinem Dienste nichts zu thun haben!"

Er sah mich mißtrauisch an.

„So? — Na — immerhin—"

„Er stierte wieder vor sich hin — und schien befangen von Gedanken, die ihn erfüllten.

„Haben Sie sich auch schon mit zusammengesetzten Wahrscheinlichkeiten beschäftigt?" warf er dann hin.

„Ich that, als hätte ich seine Frage überhört, dankte ihm für die Auskunft, die er mir gegeben hatte, und dachte an meinen Rückzug.

„Sidney Jones aber stand still und starrte vor sich nieder auf die mit Zahlen und Formeln vollgeschriebenen Blätter. Unbewegt stand er da, er schien meine Worte nicht mehr zu hören, mich selbst nicht mehr zu sehen. Aber hinter seiner hohen Stirne, hinter den eng zusammengezogenen Brauen schien es zu arbeiten und zu gären.

„Und ich dachte: Nun hat es ihn völlig umfangen — nun ist er ganz im Banne seines Wahns.

„Leise schritt ich zur Thür, über den Vorraum und an der Wohnung — und athmete auf als ich draußen in dem gewölbten Treppenhause stand und die hallenden, steinernen Stufen hinunterstieg.

„Unten im Hofe kam mir ein noch junger Herr von lässiger Eleganz entgegen, der seltsam ernst, als sähe er mich nicht, an mir vorüber ging und dann hinter mir das Treppenhaus betrat. Ich achtete kaum auf ihn, so sehr erfüllt war ich von dem Erlebniß. Mit Gewalt mußte ich das Bild des halb genialen — geisteskranken Sidney Jones zurückdrängen in mir — mußte ich mich zwingen, bei dem zu verweilen, was wichtigter, bedeutsamer war für mich: bei seiner Aussage, daß der verhaftete Hermann Angerer während der angeblich in der englichen Stunde verbrachten Zeit in der That nicht bei dem Sprachlehrer gewesen war!" — —

Richard Plank schwieg, richtete sich ein wenig auf und horchte auf die Schläge der Thurmuhr, die durch die milde Winternacht zu dem ein wenig geöffneten Fenster herein in das Zimmer klangen.

„Mitternacht?" sagte er dann und erhob sich von seinem Platze. „Schön lang habe ich heute wiederum einmal geschwätzt — aber das wissen Sie ja, lieber Freund, ein Jäger, der aus seinen Jagderlebnissen erzählt, und ein Polizeionkel, der auf seine alten Abenteuer zu sprechen kommt, die finden kein Ende! Aber genug für heute — Sie sollen schlafen jetzt und morgen vielleicht mehr."

Ich wollte protestiren.

„Schlafen? Jetzt — nach der Erzählung? — —"

Er nickte und streckte mir die Hand hin.

„Versuchen Sie's — es wird schon gehen — zwar, mich hat damals, als ich das erlebte, der Schlaf in mancher Nacht geflohen. Auf morgen denn — und baldige Besserung Ihrem Fuße!"

Er ging — ich aber saß noch stundenlang wach und erregt und sann de seltsamen Dingen nach, die mir mein Freund Richard Plank erzählt hatte, und quälte mich vergebens, eine Lösung der geheimnißvollen Vorgänge vor mir zu sehen.

* * *

Als Richard Plank am nächsten Abend wieder zu mir kam, war er ein wenig erstaunt, das Schachspiel nicht wie sonst schon aufgestellt zu finden. Das Schachbrett lag zusammengeklappt im Schranke, und die Figuren ruhten still in ihrem Kasten. Nur Wein und grüne Römer warteten wie sonst.

Und Richard Plank, der rasch den Grund dieser Veränderung errieth, nickte mir lächelnd zu und meinte: „Also das Spiel auf unserem schwarz und weißen Brett soll heute ruhen?"

„Soll? Lieber Freund — es muß!"

„Was zwingt uns denn — —?"

„Ich möchte Ihnen, lieber Plank, einen so wenig aufmerksamen, so zerstreuten Spieler nicht zumuthen, wie ich es heute wäre."

„Nicht zumuthen? Wo fehlt es denn? Schmerzt etwa gar der Fuß heute mehr als gestern?"

„Der Fuß thut kaum noch weh und ist, wie mich der Arzt heute versicherte, in wenigen Tagen ganz geheilt! Nein — es sind andere Ursachen — Sie wissen es andere Ursachen — Sie wissen es ja doch, was mich so sehr beschäftigt — ich sehe es Ihnen ja an — Ihre Erzählung ist es!"

„Meine Erzählung?! So —?"

Richard Plank lächelte befriedigt vor sich hin, während er sich auf seinen Stuhl behaglich niederließ. Ein leises Roth stand dabei in seinem hageren Gesichte, es schien ihm Freude zu machen, daß mich seine Mittheilungen so lebhaft gefesselt hatten.

„Ja —. Seit Sie gestern weggegangen sind, hat mich die Sache eigentlich beinahe ohne Unterlaß beschäftigt! Sogar in meinen Schlaf ist sie mir mitgegangen und hat mir Herrn Hermann Angerer und Ihren wahnsinnigen Sprachlehrer in einem wüsten Traume, wild miteinander ringend, vorgeführt!"

„Die beiden miteinander ringend?" Richard Plank sah mich aufmerksam an. Etwas Forschendes war in seinem Blick.

„Ja — ringend, und der Sprachlehrer war Sieger."

„Seltsam — wie kamen Sie zu dem Gedanken?"

„Es war kein Gedanke — ein Traum war es nur, mit dem mein Denken, mein Bewußtsein nichts zu thun hat."

Jetzt schüttelte er den Kopf.

„Auch unsere Träume sind die Kinder unseres Gehirns — und oft gar nicht die schlechtesten. — Aber Sie sagen, daß die Sache Sie beschäftigt hat: Haben Sie einen Weg, eine Erklärung — die Möglichkeit einer Erklärung finden können?"

„Nein — — das heißt, ich habe natürlich alles mögliche vermuthet — aber schließlich habe ich diese Vermuthungen doch alle wiederum verworfen. Denn — nicht wahr? — erwiesen war ja nur das eine, daß dieser Hermann Angerer am Tage, ehe er die Steine verkaufen wollte, nicht bei dem Sprachlehrer gewesen war — —"

Richard Plank nickte: „So sagte Herr Jones."

„— Und, damit war es eigentlich gewiß — beinahe gewiß, daß er in dieser Zeit, die er sonst für die englische Stunde verwendete, mit jenem Menschen zusammengekommen war, der ihm die Steine übergab."

„Ganz recht — so habe ich damals auch geschlossen."

„Und war es denn nicht wirklich so?"

Richard Plank zog die Achseln hoch. „Es war so — und war doch anders —" Eine Weile schwieg er, dann sah er jäh auf und begann zu reden.

„Ich habe gestern in meiner Erzählung an jener Stelle abgebrochen, da ich das Haus des Sprachlehrers verlassen hatte. — Als ich zurück ins Polizeigebäude kam, meldete mir der Diener, daß der Polizeirath Frank nach mir gefragt und daß er hinterlassen hätte, ich möge mich doch gleich nach meiner Rückkunft zu ihm bemühen.

„Der Polizeirath hatte, als ich in sein Zimmer trat, mit in die Hand gestütztem Kopf vor seinem Schreibtische gesessen. Jetzt stand er auf, grüßte mich wortlos durch ein Nicken und wies auf einen Stuhl, der seinem Platze gegenüber stand.

„Ich setzte mich."

„Sie haben in der Sache des Raubs in der Stephanskirche recherchirt?" fragte er.

„Ja."

„Hm! —." Er schwieg, strich sich über die sorgenvoll gefaltete Stirne und begann von neuem. „Sie erinnern sich, lieber Plank, was ich Ihnen heute früh über meine Eindrücke von all diesen Verbrechen der jüngsten Zeit sagte: daß mir immer wieder, trotz aller gegensätzlichen Vernunftgründe, dieser Gedanke kam, als hätten wir es hier mit einer ganzen Clique — nun ja, das Wort muß doch gesprochen werden — mit einer wohlorganisirten Bande gemeinsam arbeitender Verbrecher zu thun — —?"

„Gewiß erinnere ich mich."

„Wir haben durch den Vergleich der Fingerabdrücke festgestellt, daß der verhaftete Hermann Angerer den Raub nicht verübt hat — es ist also außer ihm sicher noch ein anderer in die Sache verwickelt: das wären zunächst zwei Menschen — zwei Verbrecher. Und nun passen Sie auf!"

„Der Polizeirath zog eine Seitenlade seines Schreibtisches auf und entnahm dieser zwei gleichartige Holzschächtelchen von ovaler Form, die er vor sich hinstellte.

„Sie wissen, daß der Raub gestern früh entdeckt wurde. Nachmittags — die Feststellungen konnten seitens der Domschatzverwaltung früher nicht beigebracht werden — gingen dann die Beschreibungen der geraubten Stücke zugleich mit der Warnung vor Ankauf an alle Goldarbeiter und Pfandleiher der Stadt. Auch die Abendblätter waren schon kurz über die fehlenden Pretiosen unterrichtet. — — Nun, die Räuber haben schneller gearbeitet als wir!"

„Er öffnete das eine von den Schächtelchen und holte daraus etwas Funkelndes und Blitzendes hervor, ein seltsames Geschmeide aus Diamanten, die in alter goldener Fassung saßen. Mit vor Erregung zitternden Händen hielt er mir diese kostbare und feine Arbeit hin, die in dem grellen Licht der Schreibtischlampe in allen Farben strahlte. Und da sah ich, daß dieses Gebilde aus Gold und Edelsteinen die Formen einer Rose, die Linien eines Blüthenkelches und zarten Blattwerkes zeigte.

„Wissen Sie, was das ist?" Ganz heiser klang seine Stimme.

„Die Diamantene Rose — —!?"

Er nickte, „Ja, mein lieber Plank: die Diamantene Rose der Maria von Pötsch! Das Schmuckstück, das die Kaiserin Eleonore Magdalene Theresia vor über zweihundert Jahren der „Schwarzen Madonna" gestiftet hat, und das dem Kirchenräuber als Hauptstück seiner Beute in die Hände fiel!"

„Aber wie kamen Sie zu diesem Stück — —?"

„Leider nicht auf dem direkten Wege aus der Hand des Verbrechers — denn der war, wie ich Ihnen ja schon sagte, schneller als wir. Der Inhaber einer der ersten Antiquitätenhandlungen hat mir das Ding heute klagend und jammernd gebracht: dem ist es gestern Vormittag — ehe noch irgend Jemand in den weiteren Kreise von diesem Raube etwas wußte — von einem scheinbar vornehmen Herrn zum Kaufe angeboten worden und der hat es für dreitausend Gulden baar erworben! Erst als der Händler dann in der Zeitung von dem Verbrechen las, ist ihm der Gedanke gekommen, daß dieses Stück das geraubte sein könne."

„Und was weiß dieser Händler über den Verkäufer — —?" Wie Fieber war es nun in mir. Da bot sich eine neue Angriffsstelle; ich wollte alles ausschöpfen, was ich erfahren, was mich weiter führen konnte.

„Der Polizeirath strich mit spitzen Fingern beinahe zärtlich über das wiedergewonnene Kleinod hin.

„Der Verkäufer — ja, lieber Plank — der ist, wenn meine Theorie zur Wahrheit wird, der dritte Mann in unserer Bande! Ein eleganter Mensch — ein wenig müde in seinem Wesen — höchst sorgfältig gekleidet — ein Mann von etwa dreißig Jahren, der sich Oeden von Balassy nannte, und der — wie Sie hier sehen können — mit diesem Namen auch die Quittung über den empfangenen Betrag unterzeichnet hat. — Ein Mann, der sicher schien in seinem Auftreten, der im Fiaker vorgefahren kam und seinen Wagen vor dem Hause warten ließ — und der dem Händler eine längerer Geschichte auf die Nase band: daß dieses Kleinod schon seit Jahrhunderten als kostbares Erbstück in seiner altadeligen Familie sei — daß es ihm bitter schwer fiele, sich jetzt davon zu trennen — daß aber große Spielverluste die er im Jockeiklub in der Nacht vorher erlitten hätte, und die nun Ausgleich innerhalb vierundzwanzig Stunden heischten, ihn dennoch zwängen, das Geschmeide hinzugeben — —".

„Oeden von Balassy — —?"

„Ja — sehen Sie, hier steht der Name." Der Polizeirath reichte mir die Quittung hin, und ich sah nieder auf die schattenlose Schrift, in der die Buchstaben so seltsam weitgezogen standen. „Es gibt auch", fuhr er fort, „sowohl eine Familie dieses Namens, wie einen Baron „Oeden von Balassy —" ich habe mich darüber natürlich sofort unterrichtet. Daß aber dieser Kavalier, der sich zur Zeit auf seinem Gute bei Szegedin aufhält, mit dieser ganzen Gaunerei nicht das geringste zu thun hat, brauche ich Ihnen wohl kaum zu sagen. Der Gauner hat einfach den alten und vertrauenerweckenden Namen des ungarischen Magnaten annektirt — und wie Sie sehen, hat er seine Rolle gut gespielt — —".

„Und Sie haben noch keine Spur von ihm?" unterbrach ich den Polizeirath.

„Der schüttelte mit tief gefurchter Stirne den Kopf.

„Nichts — bisher wissen wir nicht das geringste."

„Versonnen sah er ein paar Augenblicke vor sich hin, dann richtete er sich mit einer raschen Bewegung ein wenig auf.

(Fortsetzung folgt.)

Fehler in der Ernährung.

Auf keinem Gebiete wird bekanntlich mehr gefehlt, auf keinem werden mehr Verstöße begangen als auf dem der Diät, und es wird kaum einem Arzt gelingen, diese Neigung seiner Patienten ganz zu besiegen. Aber es ist doch gut, ja nothwendig, von autoriver Seite zu hören, wie man es anstellen soll, um sich den Forderungen der Wissenschaft entsprechend zu ernähren, um seine Gesundheit zu erhalten und — mehr noch — sie zu festigen. Einer der bekanntesten Kliniker, der Nachfolger Nothnagels an der Wiener Universität, Professor von Noorden, der vor Jahren als junger Assistenzarzt des verstorbenen Professors Gerhardt an der zweiten medizinischen Klinik des Berliner Charitekrankenhauses thätig war und dann nach Frankfurt a. M. ging, hat in einem ärztlichen Fortbildungskursus einen Vortrag über falsche und richtige Ernährungsweise gehalten, der weit über den engen Kreis der Fachgenossen hinaus Interesse erregen wird.

Noordens eigentliche Domäne ist das Gebiet der Stoffwechselerkrankungen, als deren Hauptrepräsentant die Fettsucht gilt. Der Wiener Gelehrte äußert sich hierzu: Normalerweise vermag sich der Mensch in einem mittleren Gewichtszustande zu halten. Bei den meisten Menschen bildet sich ein gewisses Optimum des Ernährungszustandes von selber aus, das, so wie nach unten, auch nach oben durchbrochen werden kann, indem die Zufuhr über das Maß dessen hinaussteigt, was der Erhaltungskost gerade entspricht. So kommt es dann zu einem Fettansatze. Der Bedarf und die muskulären Leistungen bleiben gleich, doch die Zufuhr steigt aus irgendwelchen Gründen über das durchschnittliche Maß hinaus. Kleine Ursachen haben da oft sehr große Wirkungen. Im wesentlichen ist der Fettansatz eine quantitative Frage, aber auch die Qualität ist wichtig. Häufig neigen Männer zum Fettansatz, wenn sie in die Ehe treten und ihre Lieblingsspeisen vorgesetzt bekommen. Eine bedeutsame Rolle spielen Alkoholgenuß und bequeme Lebensweise. Der Alkohol unterscheidet sich wesentlich von den übrigen Nahrungsmitteln. Er ist nur ein Verbrennungsmittel und wird schon innerhalb der nächsten Stunden verbrannt. Er verbrennt leichter als andre Stoffe und drängt andre Stoffe von der Verbrennung zurück. 93 Gramm Alkohol sind gleichwerthig mit 70 Gramm Fett; man spart also, während der Alkohol verbrennt, die Verbrennung von 70 Gramm Fett. So erklärt es sich, daß Leute, die viel Alkohol nehmen, wenn sie sich sonst reichlich ernähren, zum Fettansatz disponiren. Ein anderer Anlaß zum Fettansatz ist, daß, wenn die Zufuhr gleichbleibt, die Arbeitsleistung und damit der Stoffwechsel des Körpers herabgeht. Dies ist der Fall bei einem bequemen Leben oder bei Personen, die durch eine Erkrankung der Bewegungsorgane zu einer größeren Körperruhe gezwungen werden, als sie gewöhnt waren, und bei Leuten, die an Athem- oder Herzbeschwerden leiden. Die Leute essen weiter wie vorher, aber es entsteht nun ein beträchtlicher Kalorienüberschuß. Häufig ist beides kombinirt: die Zufuhr steigt und das Leben wird bequemer; dann erfolgt erst recht Fettansatz. Mitunter findet sich die Fettleibigkeit in ausgesprochen erblicher Weise bei Kindern, die gewiß nicht mehr Nahrung nehmen als andere Kinder, die im Gegentheil knapper gehalten werden und trotzdem unaufhörlich Fett ansetzen. Die Verlangsamung des Stoffwechsels tritt bei diesen Kindern eben schon in abnorm früheren Jahren ein.

Ist es nun richtig, daß eine Entfettungskur als eine sogenannte schwächende Kur bezeichnet werden darf? Im allgemeinen muß man diese Frage verneinen. Wenn eine Schwächung eintritt, dann hat man nicht die richtigen Personen, die für eine Entfettungskur geeignet sind, ausgesucht, oder ist nicht in der richtigen Weise vorgegangen. Eine hochgradige Fettleibigkeit besteht, wenn das Körpergewicht um 50 Pfund oder mehr über das normale Durchschnittsgewicht des betreffenden Menschen hinausragt. Bei Kindern wird man von 10 bis 20 Pfund Uebergewicht sprechen; bei alten Leuten ist Vorsicht geboten. Uebergewichte von 30 bis 50 Pfund sollten bei jüngeren Leuten eine Indikation für eine Entfettungskur sein. Es ist zweifellos für einen Menschen, der noch viel muskuläre oder geistige Arbeit leisten soll, ein gefährlicher Ballast, ein so starkes Körpergewicht unnöthig mit sich herumzuschleppen, und es besteht immer die Gefahr, daß frühzeitig eine Abnutzung des Herzens und der Arterien eintritt. Bei älteren Leuten sind mittlere Grade von Fettleibigkeit als Indikationen für Entfettungskuren nicht mehr anzusehen. Aber auch die Eitelkeit bildet einen Grund zur Einleitung einer Entfettungskur. Wenn der Arzt aus einem solchen Anlaß eine Entfettungskur, die bei einem geringen Grad von Fettleibigkeit sehr leicht durchführbar ist, verweigert, so wendet sich der Patient einem Kurpfuscher zu und erreicht bei diesem sein Ziel. Auch wenn bei mäßiger Fettsucht Erkrankungen der Kreislauf- und Athmungsorgane und der Niere vorliegen, ist eine Entfettungskur angezeigt. In allen diesen drei Fällen handelt es sich um eine Schonung des Herzens, die wir dadurch erreichen, wenn wir den Körper entlasten. Besonders wichtig sind auch chronische Erkrankungen der Bewegungsorgane, besonders der unteren Extremitäten, und wir schaffen entschiedene Vortheile, wenn wir den Gesammtkörper erleichtern; namentlich bei jenen häufigen Formen des chronischen Gelenkrheumatismus, wo es leicht zu einer Abnutzung der Gelenkflächen kommt, ist es wichtig, den Körper zu entlasten, damit die Gelenkflächen im Knie und im Fußgelenk nicht zu stark belastet sind.

Noorden unterscheidet Kuren ersten, zweiten und dritten Grades. Die letzteren, die strengen Entfettungskuren, können nicht im häuslichen Betriebe durchgeführt werden, weil sie strenger Beaufsichtigung bedürfen. Man darf sich dabei nicht auf das Verbot bestimmter Nahrungsmittel beschränken, sondern muß nach Maß und Gewicht vorgehen, weil man sonst nichts erreicht. Der verstorbene Oertel legte großes Gewicht darauf, daß auch die Wasserzufuhr stark beschränkt werde. Schwenninger modificirte dies dahin, daß er beliebige Mengen von Wasser erlaubte, aber nicht zugleich mit den festen Mahlzeiten. Wasserbeschränkung treibt die Verbrennungsprozesse in die Höhe, so daß mehr Fett verbrennt als bei reichlicherer Wasserzufuhr. Das hat sich in sehr exakten Versuchen bei Thieren und Menschen als sicher herausstellt. Sehr viele Menschen, und gerade die Fettleibigen, schränken instinktiv ihre Nahrung ein, wenn man ihnen verbietet, viel Wasser zu trinken. Das ist eine Eigenthümlichkeit namentlich Fettleibiger, daß man ohne weiteres Oertel und anderen Autoren glauben muß, wenn sie sagen, sie hätten nur durch das Verbot des Wassertrinkens kolossale Entfettungserfolge erzielt.

Schwitzprozeduren haben gar keinen oder nur vorübergehenden Werth. Das Reiten hat keinen wesentlichen Einfluß auf die Entfettung, es ist ja nur eine passive Erschütterung des Körpers. Wenn ein Fetter auf einem Pferde sitzt, so wird das Pferd vielleicht mager, der Fettleibige nicht, und um so weniger, als die Erschütterung des Bauches durch die Anregung der Darmthätigkeit des Magens wieder Hunger erzeugt. Auch Massagen haben keinen Zweck. Was da an Verbrennungsenergie dem Körper zuwächst, wächst auch nur dem Masseur zu, aber nicht dem Massirten, und das Massiren ist nur anderen Zwecken nützlich; bei Fußleiden, um die Muskulatur anzuregen, bei Darmstörungen, und indirekt wird aus solchen Massagen viel Vortheil zu ziehen sein. Aber ein Fettverlust wird dadurch nicht angeregt. Das Wandern, namentlich das Steigen, greift da viel stärker ein. Es läßt sich leicht berechnen, daß, wenn jemand entsprechend 200 Pfund jeden Tag einen Weg macht, der ihn nur 1000 Fuß hoch und wieder hinunterführt, er im Laufe des Jahres 32 Pfund Fett dazu braucht, auf Körpergewicht berechnet 40 Pfund. Mit einem so kleinen Spaziergange kann man also Bedeutendes schon erreichen.

Zerstreut.

Die reiche Dame trifft in der Gesellschaft den Baron von X. In der Hoffnug, einen Triumph ihrer Jugendlichkeit zu feiern, fragt sie ihren Verehrer: „Nun, Herr Baron, seh' ich nicht heute sehr jung aus? Wie hoch schätzen Sie mich eigentlich?"

„O, ich schätze Sie unendlich hoch!" lautet die Antwort des zerstreuten Verehrers.